

# Die Mediziner-Kunstkolumne

## Die «nationale Kunst» und ihre Erklärer

Die Kunst-Biennale in Venedig wurde erstmals 1895 durchgeführt und versteht sich in der Folge der legendären Weltausstellungen von 1862 in London und 1889 in Paris, auf denen man die kulturellen Leistungen vieler Nationen bewundern und miteinander vergleichen konnte. Die Besucher staunten über die kulturelle Vielfalt, die von den beteiligten Nationen voller Stolz präsentiert wurde. Nach dem zweiten Weltkrieg entwickelte sich der Welthandel – mit der Folge einer zunehmenden Vereinheitlichung der Angebote. Auch der Kunstmarkt wurde international. Ein kapitalistisch orientiertes Kunstverständnis verbreitete sich rund um den Globus, bei dem der Marktwert die Bedeutung bestimmt. Kulturelle Unterschiede wurden zunehmend nivelliert. International relevante Gegenwartskunst muss einheitlich sein. In diesem Zusammenhang wird verständlich, dass nationale Zuordnungen obsolet wurden. So kommt es, dass auf der Biennale in Venedig immer wieder voller Inbrunst kritische Fragen zur Berechtigung nationaler Kunstpräsentation aufgeworfen werden.

Die Gründe dafür, dass diese Diskussionen bisher weitgehend folgenlos waren, sind darauf zurückzuführen, dass die Akteure in der Kunstszene nicht auf die diesbezüglichen, mit Steuermitteln finanzierten – durchaus grosszügigen – Unterstützungsleistungen verzichten wollen. So wird auch in der Schweiz alle fünf Jahre eine Jury bestimmt, die einen Kurator beruft, der wiederum die Künstler auswählt, die den nationalen Pavillon auf der Biennale einen Sommer lang, wie es so schön heisst, «bespielen» dürfen. Trotzdem wollen viele Kunsterklärer nicht darauf verzichten, zur nationalen Präsentation Stellung zu beziehen. So auch dieses Jahr, in dem der auserwählte Kurator Philipp Kaiser den Einfall hatte, sich auf Alberto Giacometti zu beziehen, der zwar auf der Biennale 1962 mit dem goldenen Löwen die höchstmögliche Auszeichnung erhielt, dessen Werke aber niemals im Schweizer Pavillon ausgestellt

wurden. So hat der Kurator drei, ebenso wie seinerzeit Giacometti, im Ausland lebende Schweizer Künstler berufen, deren Werke als Hommage an den 1966 Verstorbenen verstanden werden sollen – der die Schweiz nicht präsentieren wollte. Hinreichend kompliziert – aber so sind nun mal kunsttheoretische Diskurse in unserer Zeit.

Dem entspricht auch eine offizielle Pressemitteilung zum Schweizer Pavillon in der, bezogen auf die ausgestellte Künstlerin Carol Bove, die Kunsthistorikerin Johanna Burton zitiert wird: «Bove bringt Dinge zusammen – nicht um assoziative, vom Unbewussten gesteuerte Impulse anzustossen, sondern um eine Art emotionale Komplexität heraufzubeschwören, die sich der singulären und empirischen Deutung entzieht.» Bei der Lektüre derartiger Kunstbeschreibungen kann sich der geneigte, um Verständnis bemühte Leser nur hemmungslos überfordert fühlen. Oder wissen Sie, was man sich unter einer «Art emotionaler Komplexität» vorzustellen hat? Und was soll die «singuläre und empirische Deutung» sein, der sich diese Komplexität (welcher Art auch immer) «entzieht»? Ganz abgesehen von den «assoziativen, vom Unbewussten gesteuerten Impulsen», die von den «Dingen» angestossen werden könnten; aber um die soll es ja – Gott sei Dank – auch nicht gehen.

Trotzdem lohnt sich ein Besuch der 57. Biennale. Dabei sollte man sich die Zeit nehmen, die nötig ist, um sehenswerte Kunstwerke zu finden. Das gilt auch für die im Schweizer Pavillon gezeigte, doppelte Filminstallation «Flora» von Teresa Hubbard und Alexander Birchler, die sich mit biografischen Details aus dem Leben von Alberto Giacometti befasst. Dieser hatte sich in die Amerikanerin Flora Mayo verliebt, die von 1925 bis 1933 sein Modell war. Zurück in den USA bekam sie einen Sohn, den sie in elender Armut aufgezogen hat. Der zweite Film, auf der anderen Seite der Leinwand, ist in schwarz-Weiss, mit den selben Dialogen – nunmehr von Schauspielern gespielt. Im Zentrum steht die Rekonstruktion einer nur als Foto erhaltenen Porträtbüste, die Giacometti von Flora geschaffen hatte. In den beiden Filmen werden fiktive und dokumentarische Szenen und Interviews miteinander vermischt und damit Fragen nach der Fassbarkeit von Geschehenem aufgeworfen. Das alles ist filmtechnisch überzeugend und kunstvoll gestaltet, in der assoziativen Verbindung verschiedenartiger Perspektiven. Kunstwerke, bei denen man gerne stehen bleibt, um sie sich mehrfach anzusehen und den damit gegebenen Anregungen zu folgen.

Allgemein ist diesmal auf der Biennale flüchtige Performance angesagt, situationsbezogene Kunstwerke für den Augenblick, die unfassbar sind und nur in der individuellen Erinnerung erhalten bleiben.

Prof. em. Dr. med. Jürgen von Troschke



Teresa Hubbard/Alexander Birchler: Flora. Installationsansicht Schweizer Pavillon, Biennale 2017, Foto: Ugo Carmeni

57. Kunst-Biennale. Venedig, [www.labiennale.org](http://www.labiennale.org), bis 26. November 2017.